

# **"Die Blendung" zwischen Psychologie und Logik**

**Versuch einer philosophischen Annäherung an Elias Canettis Roman**

**Christoph Hubig (Leipzig)**

Wer sich aus philosophischer oder psychologischer Perspektive mit Dichtung auseinandersetzt, ist von vorneherein dem berechtigten Verdacht einer inadäquaten Annäherungsweise ausgesetzt. Inadäquat heißt ja, daß das Feld seiner wahrheitsfähigen Aussagen entweder zu sehr eingeschränkt, zu restriktiv ist, oder daß es gar ganz abseits der Möglichkeitsspielräume liegt, die das Reden über Dichtung erschließt. Der erste Fall ist dort gegeben - und dafür gibt es prominente Beispiele -, wo eine sogenannte philosophische oder historisch-psychologische Interpretation zur bloßen ideengeschichtlichen Rekonstruktion verkümmert, die dichterische Aussage durch ihre Stellung in einem System gekennzeichnet und dann sozusagen abgelegt wird in eine Akte. Der zweite Fall ergibt sich dort - und dies ist ein schwerer zu durchschauender Fehler -, wo die Beantwortung der Frage, "was der Dichter wohl hätte sagen wollen", unter philosophischen Kriterien bewertet wird, was entweder dazu führt, daß der Autor als guter oder schlechter Philosoph erscheint, oder ihm großmütig ein Platz im Hortus conclusus der Fiktionen oder gar Pathologien zugewiesen wird als Repräsentant eines zwar berechtigten oder erklärbaren, aber ganz und gar unphilosophischen Anliegens oder einer entsprechenden subjektiven Verfaßtheit. Es stehen dann zwei Wahrheiten zur gefälligen Auswahl.

Dennoch ist aber auch jeder philologische wie auch philosophische oder psychologische Umgang mit einem Autor letztlich von zwei Fragestellungen geleitet, die allerdings oft in Vergessenheit geraten oder arrogantes Kopfschütteln hervorrufen, nämlich der Fragen "Wozu die Mühe?" und "Hat er Recht?".

Nun kann man das Dilemma der beiden Wahrheiten ganz gut überwinden, wenn man sich an die in der philosophischen Ästhetik gebräuchlichen, zuletzt von Nelson Goodman (Sprachen der Kunst) präzisierte Unterscheidung erinnert zwischen der Bedeutung einer Aussage als Verweisen, Denotation, und ihrer Relevanz als Zeigen, Vorführen, Aufscheinenlassen. Letzteres geschieht auf dem Wege der Exemplifikation. Eine Exemplifikation liegt vor, wenn ein Element eines poetischen Corpus durch seine Eigenschaften als Fall von entsprechenden Prädikationen erscheint, diese partiell realisiert und instantiiert, und dadurch sozusagen an sie erinnert. In der Spezifik dieser Erinnerung, der Art, wie sie sich zeigt, liegt der eigentliche Sinn dieser Aussage. Eine Nische für eine philosophische Herangehensweise an Canettis 'Blendung' kann nun darin bestehen, seine spezifische Art der Vorführung von oder Erinnerung an bestimmte Arten philosophisch geleiteter Welterschließung oder ihrer psychischen Verarbeitung in kritischer oder affirmativer Absicht zu nennen. Wohlgemerkt, auch in affirmativer Absicht, denn sein Umgang mit Philoso-

phie ist keineswegs so kritisch, wie er es selbst im Blick auf einen bestimmten Typus von Philosophie einschätzt. Solcherlei Exemplifikation liegt auch dann vor, wenn sie vom Autor nicht explizit beabsichtigt war. Im übrigen hält er sich selbst in seinen kommentierenden Werken keineswegs mit philosophischen Stellungnahmen zurück - nur sollen hier diese Kommentare gerade nicht zum Ausgangspunkt der Überlegungen zur 'Blendung' gemacht werden.

Meine These ist, daß Canetti in der 'Blendung' Kritisches zu bestimmten Paradigmen der philosophischen Anthropologie, insbesondere der Philosophie der Institutionen sowie der Geschichtsmetaphysik vorführt und daß es in dieser Kritik immanente Probleme gibt. Und daß er zweitens, zentriert um den Topos der "Verwandlung", vorführt (nicht beschreibt), was hermeneutisches Philosophieren ist und was es zu leisten vermag zwischen schlechteren Psychologisieren auf der einen und überforderter Logik auf der anderen Seite.

## 1. Fischerle

Beginnen wir unter der Hypothek, daß Canetti immer wieder seine "Angst vor der Aristotelisierung ... [seiner] Gedanken; vor Einteilungen, Definitionen und ähnlichen leeren Spielereien" betont (PdM, S. 172), andererseits Themen "wie Konstellationen von Figuren behandelt", und - wie in der Musik - Charaktere als Ausgangsmaterial annimmt, mit einem zunächst isolierenden Blick auf die Figur des Fischerle. In seiner "Comedie humaine an Irren" - Menschen, die dadurch irre sind, "daß die Masse in ihnen besonders stark ist und keine Befriedigung findet, weil diese Menschen ihre Individualität auf die Spitze treiben" (B, S. 365), exemplifiziert m. E. Fischerle den Bereich des Logischen. Nicht daß er bloß Schach spielt - das ist fast zu viel des Guten - auch ohne seine Schachmanie wäre er der "Logiker". Fischerles Handeln ist rational bis zum Exzess, seine Planungen sind keinerlei Affekten unterworfen, sie sind einerseits spielerisch in dem Sinne - und das Schachspielen ist nur ein Teil davon -, daß ihre Regeln nicht seiner Umwelt entstammen, völlig artifiziell sind, andererseits scheinbar zwingend erfolgsträchtig, weil an bestimmten Punkten Korrespondenzen zu empirischen Realität, die ihn umgibt, angelegt sind, Korrespondenzen, die diese Realität als Material in sein logisches Raster partiell einbauen. Das ist Schachspielen im weitesten Sinne - mit natürlichen Figuren. Die Künstlichkeit der Logik, die völlige Artifizialität ihrer Kalküle kann durchaus mit empirischem Erfolg einhergehen, wenn ihre Semantik so angelegt ist, daß bestimmte Realitätsfragmente an bestimmten Stellen als Interpretation der entsprechenden Variable akzeptiert werden. Voraussetzung für ein solches Spiel ist die Einsicht des Spielenden in den Spielcharakter seiner Logik und seines Tuns, also ein hochentwickeltes Selbstbewußtsein. Signalisiert wird dieses durch sein Korrelat, die Melancholie. (Canettis Schilderungen der Physiognomie des Fischerle betonen seine melancholischen Züge, insbesondere seiner Augen.) In

**"Masse und Macht" (MuM II, S. 79) wird der Melancholiker charakterisiert als einer, der sich nicht mehr verwandelt, einer, der in seine Logik eingezwängt ist. Man erinnere sich an Dürers Darstellung der Melencolia inmitten ihrer Instrumente von Geometrie und Mathematik und Architektur, den Blick sehnsuchtsvoll auf eine Welt gerichtet, die sich in ihrer - nunmehr bedrohlichen - Natürlichkeit dem Zugriff entzieht.**

**Wer weiß, daß er selber spielt, vermag leicht, andere Spiele zu lernen, indem er das Verhalten seiner Mitmenschen als unter bestimmten Spielregeln gelenkt begreift und diese Regeln rekonstruiert. Da es für den Logiker belanglos ist, welcher ethische oder realistisch-empirische Gehalt den Regeln zukommt, fallen auch alle sonst eventuell vorkommenden Hemmungen, mitzuspielen. So kann sich Fischerle übergangslos in den Kalkül des Peter Kien integrieren und dessen Bibliotheksspiel mitspielen, unabhängig davon und ohne Sensorium dafür, ob es seinem Mitspieler nicht vielleicht bitterer Ernst ist. Alleiniges Kriterium ist die immanente Konsequenz der Handlungsabläufe, eben wie Spielzüge oder logisches Folgern. Ein Beispiel von vielen für die Art, wie der Zwerg mitspielen kann, weil er die Konsequenz anderer "Logiken" formal erkannt hat, unter völligem Absehen von einer empirischen oder ethischen Relevanz, ist etwa die belanglose Szene am Heizkörper der Pfandleihanstalt, in der Kien Bücher auslösen will (B, S. 196):**

**"Die Leut' werden glauben, Sie haben keine Kohlen", sagt er, "hier stehen nur Menschen ohne Kohlen herum, und die dürfen auch nicht. Man jagt sie weg. Geheizt ist für die Katz'. Damit die Kunden sich die Intelligenz nicht verkühlen, wenn sie die Treppe heraufgehn. Friert einer, so muß er gleich weg. Es könnt' ihm da warm werden. Friert einer nicht, so darf er bleiben. Bei Ihnen glaubt ein jeder, Sie frieren!"**

**"Der Heizkörper steht doch erst im Halbstock, fünfzehn Stufen höher", erwiderte Kien.**

**"Umsonst gibt's keine Wärme, egal wie wenig es ist. Wissen Sie was, da, wo Sie stehen, bin ich auch gestanden und weggejagt haben's mich doch." Das ist nicht gelogen.**

**Kien bedachte, daß seine Konkurrenten alles Interesse daran hatten, ihn hinauszubefördern und nahm das Angebot des Kleinen, für ihn Schmiere zu stehen, mit Dank an.**

**Als Schachspieler fürchtet er sich natürlich vor dem Träumen. Denn dort "hat er keine Ahnung, was er macht. Ein Mensch träumt von Dingen, die ihm imponieren." Als echter Schachmeister zu gelten, gehörte zu seinem Kalkül in der Kneipe. Dort fälschte er die Partien, die er präsentierte, und wußte dabei, was er macht. Daher auch seine Melancholie. Wenn er aber richtig ins Träumen gerät, liefert er sich demjenigen Anteil von Massenbewußtsein aus, gegen den er sich als Individuum nicht abgrenzen kann (B, S. 172 ff):**

**"Am liebsten wühlt Fischerle in Bergen von Banknoten. Hat er vom Wühlen genug und weiß er totsicher, daß niemand von seinen falschen Freunden sich in der Nähe herumtreibt, so setzt er sich oben drauf und spielt eine Partie Schach.**

Es hat schon seine Vorteile, wenn man so groß ist. Da paßt man auf beides zugleich auf; von weitem sieht man jeden, der stehlen kommt, und von nahem hält man das Brett. So erledigen große Herren ihre Geschäfte. Mit der Rechten rückt man die Figuren, mit der Linken putzt man sich die dreckigen Finger an Banknoten ab. Es sind eben zuviel da. Sagen wir: Millionen. Was fängt man mit den vielen Millionen an? Was herschenken wär' nicht schlecht, aber wer traut sich das? Die müssen nur sehen, daß ein kleiner Mensch was tut, das Gesindel, und gleich nehmen sie ihm alles weg. Ein Kleiner darf sich nicht groß machen. Er hat das Kapital dazu, aber er darf nicht. Was muß er darauf sitzen? sagen sie, ja, wo soll der kleine Mensch die Millionen hingeben, wenn er nichts zum Aufheben hat? Eine Operation wäre das Gescheiteste. Man hält dem berühmten Chirurgen eine Million vor die Nase. Herr, sagt man, schneiden Sie mir den Buckel herunter und Sie kriegen die Million dazu. Für eine Million wird ein Mensch zum Künstler. Ist der Buckel weg, da sagt man: lieber Herr, die Million war falsch, an ein paar Tausendern soll's nicht fehlen. Er ist imstand' und bedankt sich noch. Der Buckel wird verbrannt. Jetzt könnt' man sein Lebtage grad' sein. Aber der gescheite Mensch ist nicht so dumm. Er nimmt seine Million, rollt die Banknoten ganz klein zusammen und macht einen neuen Buckel draus. Den zieht er an. Kein Mensch merkt was. Er weiß, er ist grad, die Leute glauben, er hat einen Buckel. Er weiß, er ist ein Millionär, die Leute glauben, ein armer Teufel. Beim Schlafen schiebt er sich den Buckel auf den Bauch."

Das scheinbar positive Ende besteht lediglich darin, daß er nun Bescheid weiß, daß er Masse und Macht *bewußt* verkörpert - sein Buckel, im wachen Leben Paradigma für den Unterschied zu Allem aus seiner Umgebung, ist nun das selbstgewählte Moment, das ihn mit der Masse verbindet und zugleich von ihr trennt. Das ist aber nun kein Logik-Spiel mehr, sondern Ernst. Und daher fürchtet sich Fischerle.

In dem Moment, wo er seinen melancholischen Durchblick verliert, unterliegt er konsequenterweise dem Blinden. (Diese Figur kommt eigentlich dramaturgisch zu kurz.) Die Kenntnis des praktischen Lebens, die Kien dem Fischerle attestiert (B, S. 226), bestand ja in dessen Fähigkeit, fremde Spiele mitzuspielen und zu seinen Gunsten zu verändern. Der Blinde aber spielt nicht. Er potenziert vielmehr das Spiel, das ja nichts weiter ist als Regeln zu befolgen, indem er die Anpassung soweit treibt, daß er die Regelverstöße der Masse sogar toleriert, die ihm "Knöpfe zu schlucken" gibt. Er verweigert jedes konkrete Kalkulieren beim Spiel mit dessen Regeln, mit der Masse, und betrügt diese, indem er sich ihr scheinbar blind überläßt. Als Fischerle nun, mit dem "unter der besten Mode versteckten" Buckel anrückt, ihm also den Massenbetrug augenfällig vorführt, "gibt er ihm den Knopf zu fressen" und bringt ihn um. Er schneidet ihm den Buckel herunter, der Fischerle von der Masse unterschied und zum "Schachmeister" machte.

Dieses Spiel muß Fischerle verlieren, weil der Blinde eben nicht spielt, sondern auf höherer Ebene überlegen ist, weil er jegliches konkrete Spiel überhaupt ablehnte, weil er mit Regeln nicht umging, indem er sich total verweigerte, sie insgesamt zur Disposition stellte, und auf seine Art davon profitierte. Sich Regeln zu verweigern, dem Kalkül zu versagen, ist nur mög-

lich, wenn man über eine instinkthafte, ursprüngliche Orientierung verfügt, von der sich die Intellektuellen und Fischerle abgelöst haben. Sie ist bei dem Blinden noch ungebrochen vorhanden - der "Gang zu den Müttern" (B, S. 365), allerdings in karikiert Form, weil er als Vehikel der Individualisierung, und somit auch wiederum des Irreseins, benutzt wird. Kien hingegen sollte sein Rückfälligwerden, seine Auslieferung an Therese mit dem Verlust seines Lebenssystems bezahlen. Der Blinde hat nichts zu verlieren, weil er ein solches System nie aufgebaut hatte.

Damit sind die Grenzen des Logikers fixiert, zugleich ist verdeutlicht, weshalb der Logiker verrückt ist. Er ist es in dem Maße, wie er seine Logik zur Abgrenzung benutzt, zur Individualisierung gegenüber dem eigentlichen Träger der Regeln, der Masse. Kien ist verrückt, soweit er logisch handelt, Fischerle ist nicht verrückt, soweit er dies erkennt, Logik also als Spiel betreibt und deshalb auch das Telegramm mit eben dieser Feststellung über Kien an dessen Bruder schicken kann. Das "Bin verrückt" ist auf Kien bezogen, aber in diesem Moment auch schon ein Stück ungewollter, antizipierter Erkenntnis seiner selbst, die unmittelbar später, wo sie wahr wird, nicht mehr formuliert werden kann.

Das ist der Zwiespalt der Logik: Spielt sie, so ist sie verrückt im Sinne individueller Autonomie, weiß sie, daß sie spielt und spielt sie noch nicht total, sondern zweckrational, so hält sie noch Kontakt mit einer Umwelt, die das Spiel verderben kann, liefert sich der Verrücktheit der Masse aus.

Scheitert sie, so ruft sie die Psychologie zu Hilfe.

## 2. Georges (I)

Psychologie wird exemplifiziert in der zwiespältigen Figur des Georges, des Bruders von Peter Kien. Zwiespältig ist dieser Bruder durch eine Eigenschaft, die er mit Peter, dem Sinologen, teilt: Seine wissenschaftliche Sensibilität ist umgekehrt proportional zu ihrer Umsetzung in Alltagssituationen. Peter Kien, der feinsinnige Philologe und unbestritten renomiertester Sinologe wurde eingeführt anhand einer Straßenszene, in der er geradezu diagnostisch den Versuch eines Passanten belauscht und analysiert, der einen Dialog aufnehmen will, um zu erfahren, wo eine bestimmte Straße liegt. Peter merkt nicht, daß er selbst angesprochen ist, und seine anfängliche Sympathie für denjenigen, der die Antwort verweigert, mündet in den Ärger über den unbefriedigten Frager als Störenfried. Er kann den Ärger nur dadurch überwinden, daß er eine haarsträubende Rationalisierung vornimmt: Er trägt in sein Notizbuch ein, daß er nur deshalb nicht habe antworten wollen, weil er den Frager, der sich zufällig bereits in der fraglichen Straße befunden habe, nicht beschämen wollte - eine Rationalisierung, die sich von derjenigen des Fischerle allerdings dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht der allgemeinen Realitätsauffassung anpaßt und diese in ein eigenes logisches System partiell übersetzt, sondern in ein bereits vorhandenes individuelles System von Regeln

geradezu hineinzwängt, also gerade das vollzieht, was jeder Philologe und Hermeneutiker tunlichst vermeiden soll.

Ähnliches vollzieht nun der Psychologe Georges: Zwar charakterisiert er sich in Abgrenzung zu seinem Bruder folgendermaßen:

"Was du da sagst, ist mir nur im einzelnen neu. Ich bewundere dein Gedächtnis. Aus einem uferlosen Überlieferungsstoff zitierst du, was in deine Beweisführung paßt. Du erinnerst mich an die alten Brahmanen, die ihre Veden, von größerem Umfang als die heiligen Bücher jedes anderen Volkes, mündlich an Jünger weitergaben, ehe noch eine Schrift bestand. Du hast die heiligen Bücher aller Völker im Kopf, nicht nur die der Inder. Allerdings zahlst du für dein wissenschaftliches Gedächtnis mit einem gefährlichen Mangel. Du übersiehst, was um dich vorgeht. Für deine eigenen Erlebnisse hast du keine Erinnerung. Wenn ich dich bitten wollte, was ich natürlich nicht tue: erzähle mir, wie du an diese Frau geraten bist, wie sie dich belogen und betrogen, verhandelt und umgewandelt hat, erzähle mir die Bosheiten und Dummheiten, aus denen sie nach deinem indischen Spruch besteht, im einzelnen, damit ich mir ein eigenes Urteil bilde und nicht kritiklos das deine annehme - du wärest dazu nicht imstande. Du würdest wohl mir zuliebe deine Erinnerung anstrengen, aber ganz vergeblich. Siehst du, diese Art von Gedächtnis, die dir fehlt, besitze ich, darin bin ich dir turmhoch überlegen. Was mir ein Mensch einmal gesagt hat, der mich treffen oder streicheln wollte, vergesse ich nicht. Bloße Aussagen, einfache Feststellungen, die ebensogut einem anderen wie mir gelten können, entgleiten mir mit der Zeit. Gefühlsgedächtnis, wie ich es nennen möchte, besitzt ein Künstler. Beides zusammen, Gefühlsgedächtnis und Verstandesgedächtnis, denn das ist das deine, ermöglichen erst den universalen Menschen. Ich habe dich vielleicht überschätzt. Wenn wir zu einem Menschen verschmelzen könnten, du und ich, so entstünde ein geistig vollkommenes Wesen aus uns." (B, S. 353)

Dies ist nun aber eine frappante Fehleinschätzung:

Denn er tut genau dies, was er seinem Bruder vorwirft: Er preßt dessen Äußerungen über die Rolle der Frauen im Mythos in ein System, das als Karikatur der Psychoanalyse betrachtet werden kann, und interpretiert die Äußerungen Peters kurzschlüssig als Umschreibungen von traumatischen Erlebnissen, Kränkungen etc. aus dessen Biographie. Diese Passagen werden allgemein als Illustration der Psychoanalysekritik Canettis angesehen, einer Kritik, die Canetti in seinen autobiographischen Schriften, insbesondere der "Fackel im Ohr", thematisiert hat. Dabei wird oft übersehen, daß diese Kritik sich insbesondere darauf stützt, daß er Freud einen monistischen und dogmatischen Rekurs auf eine Triebebene vorwirft, die unter sexualistischen Topoi gedacht wird und insbesondere in der Figur des Todestriebs ihre zentrale Instanz hat. Sie berücksichtige dabei nicht *den* zentralen Trieb, den Canetti für tieferliegend und somit begründungsfähiger hält, die "Masse in uns". Allerdings stimmt die Psychoanalysekritik mit dem hier karikierten Vorgehen insofern überein, als er Freud wohl mit Recht vorwirft, daß dieser die Mythen einseitig zur Illustration seiner Theoreme verkürze.

An dieser Stelle darf jedoch zweierlei nicht übersehen werden: Jenseits der Freud-Dogmatik haben Theoretiker der Psychoanalyse, insbesondere Hans Joachim Giegel und Alfred Lorenzer, darauf hingewiesen, daß die pathologischen Symptome durchaus Resultat von Rationalisierungen der Patienten sein können, die zum Zwecke gesellschaftlich angepaßter Konfliktbewältigung zweckrational entworfen werden, und ihren Sinn darin haben, die eigene Logik der Konfliktbewältigung und die Sachlogik gesellschaftlich regulären Verhaltens aufeinander zu beziehen - so etwa, wenn Projektionen vorgenommen werden, die die Konfliktlast auf gesellschaftlich erlaubte Instanzen beziehen - etwa wenn der kleine Hans seine Vaterphobie auf Pferde projiziert. Genau dies schildert aber Canetti eindringlich in den pathologischen Figuren, mit denen er Kien umgibt. Und genau diese Dimension ist es, die dem Georges verborgen bleibt, die aber Gegenstand einer undogmatischen und aufgeklärten Psychoanalyse sein kann. Georges vorgeführtes Verhalten exemplifiziert also nicht eine fundamentale Kritik einer Psychoanalyse als Analyse gespaltenen Symbole, sondern nur ihrer dogmatischen Variante.

Andererseits ist Georges dort, wo er *wissenschaftlich* vorgeht, selbst über eine aufgeklärte Psychoanalyse eines Lorenzer oder Giegel hinaus. Denn hier wird nun nicht mehr von dem schwer zu rechtfertigenden und oft impertinent wirkenden Standpunkt des Therapeuten als gesellschaftlichen Aufklärers her operiert, sondern von einer Warte aus, die ich als eigentlich hermeneutische bezeichnen möchte.

### 3. Georges (II) und der "Gorilla"

Wir hatten anfangs die Kennzeichnung des Irreseins in Erinnerung gerufen. Sie stammte ebenfalls von Georges, der auch Anhänger der Canettischen Theorie der Masse ist. Individualität entstehe dadurch, daß jeder eine rationale Barriere gegen jenes "höhere Tier" in uns, die Masse, errichte, z. B. durch Bildung. Ist die Masse in einem Menschen besonders stark, "brodelt" dieses Tier in ihm besonders mächtig, so muß er seine Individualität qua Rationalisierung auf die Spitze treiben, um die Masse zu bezwingen - er wird verrückt (B365):

"Den sogenannten Lebenskampf führen wir, nicht weniger als um Hunger und Liebe, um die Ertötung der Masse in uns. Unter Umständen wird sie so stark, daß sie den einzelnen zu selbstlosen oder gar gegen seine Interessen laufenden Handlungen zwingt. "Die Menschheit" bestand schon lange, bevor sie begrifflich erfunden und verwässert wurde, als Masse. Sie brodelt, ein ungeheueres, wildes, saftstrotzendes und heißes Tier in uns allen, sehr tief, viel tiefer als die Mütter. Sie ist trotz ihres Alters das jüngste Tier, das wesentliche Geschöpf der Erde, ihr Ziel und ihre Zukunft. Wir wissen von ihr nichts; noch leben wir als vermeintliche Individuen. Manchmal kommt die Masse über uns, ein brüllendes Gewitter, ein einziger tosender Ozean, in dem jeder Tropfen lebt und dasselbe will. Noch pflegt sie bald zu zerfallen und wir sind dann wieder wir, arme, einsame Teufel. In der Erinnerung fassen wir es nicht, daß wir je so viel und so groß und so eins waren. "Krankheit", erklärt ein mit Ver-

stand Geschlagener hier, "die Bestie im Menschen", beschwichtigt das Lamm der Demut dort und ahnt nicht, wie nah der Wahrheit es danebenrät. Indessen rüstet sich die Masse in uns zu einem neuen Angriff. Einmal wird sie nicht zerfallen, vielleicht in einem Land erst, und von diesem aus um sich fressen, bis niemand an ihr zweifeln kann, weil es kein Ich, Du, Er mehr gibt, sondern nur noch sie, die Masse."

Auf eine Entdeckung tat sich Georges etwas zugute, auf eben diese: die Wirksamkeit der Masse in der Geschichte und im Leben des einzelnen; ihr Einfluß auf bestimmte Veränderungen des Geistes. Bei seinen Kranken war es ihm geglückt, sie nachzuweisen. Zahllose Menschen werden verrückt, weil die Masse in ihnen besonders stark ist und keine Befriedigung findet. Nicht anders erklärte er sich selbst und seine Tätigkeit. Früher hatte er persönlichen Neigungen, seinem Ehrgeiz und den Frauen gelebt; jetzt lag ihm nur daran, sich unaufhörlich zu verlieren. In dieser Tätigkeit kam er Wünschen und Sinnen der Masse näher, als die übrigen einzelnen, von denen er umgeben war.

Canetti führt in der Figur des Georges den Umsturz einer ganzen Reihe von Theoremen der klassischen Geschichtsmetaphysik vor, die ich hier nur grob charakterisieren kann: *Erstens* der These vom Instinktverlust als grundlegender Defizienz des Menschen, der daher einst die Institutionen als Reglersatz aufgebaut habe, Institutionen, die seine Individualität allererst ermöglichen. Dagegen geht Canetti von einer Präsenz des Tieres, also jener instinkthaften Masse in uns aus, die in einem permanenten Kampf bezwungen werden muß. *Zweitens* wird in der klassischen Theorie der vom Mythos geregelte unbewußte Zustand im wesentlichen als glücklich eingeschätzt, sein Verlust als die Ursünde interpretiert und als deren Konsequenz die ständige Selbstvernichtung des Menschen angesehen, der durch sein rationales Handeln in Permanenz stirbt, da er durch den Zwang zur Wahl die offenen Möglichkeiten seiner Existenz ständig vernichtet. Dagegen schätzt Canetti dieses Massetier recht zwiespältig ein: Die Identifikation von Mythos und Masse als Urtier lehnt er, soweit ich es sehen kann, ab, obwohl beiden gemeinsam ist, daß sie antiindividualisierend ausgerichtet sind. Die Masse als bedrohlicher Sturm des Einheitszwanges (MUM II, S. 79), der deshalb die Macht bündelt und dem man schuldhaft ausgeliefert ist, wird kontrastiert durch die spielerische Offenheit des Mythos, die mannigfache Verwandlungen zulasse. Die klassische Mythosforschung, so ist einzuwenden, sieht jedoch in der Einheit dieser beiden Momente gerade die Spezifik des Mythos - "Terror und Spiel" -, Terror, weil der Mythos keineswegs so offen ist, wie Canetti immer wieder behauptet, sondern feste Strukturen vorgibt, offen, weil er eben nur *Strukturen* vorgibt, die ausgefüllt werden können im Spiel der Geschichte. Andererseits kommt der Masse nach Canetti zumindest zu, das Individuum zu relativieren, seine scheinbare Individualität immer wieder in Frage zu stellen. *Drittens* kann aber Canetti nun, da er Masse und Mythos als Zwang und Offenheit des Spiels auseinanderdividiert, bei einem Irren, dem Lieblingspatienten von Georges, die Privatmythologie als spezifische Antwort auf den



Massentrieb interpretieren. Dies sei eine Individualisierung, die als über-  
spitzte natürlich ebenfalls ein Verrücktsein begründet, gleichzeitig aber durch  
ihr Schöpfer-tum einer Privatwelt und - so scheint es - einer Privatsprache,  
somit der damit gegebenen Möglichkeit des permanenten Wechsels und der  
Verwandlung dieser Welt und in dieser Welt, das Irresein selbst überwindet.  
Denn die Individualisierung dieses Irren besteht gerade in der Aufhebung  
seiner massegeprägten Individualität als Rolle.

Canetti haßt den Tod und den Todestrieb - die Furcht der abendländi-  
schen Geschichtsphilosophie, die die Endlichkeit des Menschen aus seinem  
Sündenfall, also aus seiner Rationalität erklärt. Die permanente Ich-Ver-  
wandlung qua Privatmythos soll dem entgegenwirken. Das kommt den Ver-  
fechtern der Postmodernen entgegen, die in Canetti einen Vorläufer sehen.  
Diese Konstruktion hat allerdings den Nachteil, daß aus philosophischer  
Sicht Privatmythen überhaupt nicht möglich sind. Dies hat ein Philosoph  
analysiert, der mannigfachen Affinitäten zu Canetti hat, Ludwig Wittgen-  
stein.

Die Sprache jenes Irren, des "Gorilla", ist vielmehr eine Anti-Sprache,  
nicht eine Privatsprache. Die Bezeichnungen für die Gegenstände wechseln  
nach Belieben, je nachdem, wie sie sich dem Gorilla im Fluß seiner Empfin-  
dungen darstellen. Eine Konstanz der Bezeichnungen - und damit Sprache  
überhaupt - wäre, so Wittgenstein, im Falle solch einer Privatsprache gar  
nicht möglich, weil es keinen Träger der Bezeichnungsregeln, also keine  
allgemeine Instanz gibt. Dementsprechend kann der Gorilla auch gar nicht  
zwischen Gegenständen und Namen unterscheiden - dazu benötigte er kon-  
stante Namen, die er zu- oder abspricht. Er lebt somit in einem "mythischen"  
System, eine Vorsprache, die eine Korrespondenz allenfalls zu seinen Gebär-  
den hat, selbst Gebärde ist. Insofern ist jede Gebärde, die sich auf etwas be-  
zieht, subjektiv zugleich die Schöpfung dieses Etwas im Blick auf den, der  
die Gebärde vollzieht - der Gorilla lebt in ständig sich wandelnden, selbstge-  
schaffenen Welten. Er ist ein "höherer Mensch", weil er sich nicht rational  
fixiert, nicht individualisiert, und dennoch nicht dem Masse-Tier verfallen  
ist. Nur kann man seine Sprache nicht, wie es Georges unterstellt wird, ler-  
nen. Denn ihr eine Regularität abzulauschen, würde bedeuten, das  
Schöpfungspotential des Gorilla doch abstreiten zu müssen bzw. den Schöp-  
fungsradius im Sinne der klassisch-strukturalistischen Mythosauffassung auf  
bestimmte Spielräume einzuengen.

Hat nun deshalb Canetti Unrecht? Ich meine Nein, denn mir scheint hier  
etwas anderes exemplifiziert zu sein als eine falsche Sprachtheorie: Jenseits  
erstarrter Philologie und logisch-mechanischen Denkens wird hier derjenige  
Bereicherungseffekt vorgestellt, den die verstehende Tätigkeit, die Herme-  
neutik erbringt: Die *Beförderung der Verwandlungsfähigkeit* und die Über-  
windung der Endlichkeit des Individuums. In genau diesen Formulierungen  
haben Friedrich D. E. Schleiermacher und Wilhelm Dilthey das Ziel des Ver-  
stehens beschrieben: Die endlichen Modifikationen, die jeder Handelnde  
vornimmt, rückgängig zu machen durch die Erfahrung des Anderen, und so-  
mit eine "neue Totalität" herzustellen, indem man von der fixierten Wirk-

lichkeit sich wieder auf die Möglichkeit besinnt, somit das Individuum nicht mit seinem Resultat verwechselt, sondern letztlich als "Unendliches" begreift, wie Schleiermacher schreibt, oder, in der Formulierung Wilhelm Diltheys, sich im Verstehen die Möglichkeiten wieder erschließt, die im eigenen begrenzten Leben nicht vorhanden sind. Echte Individualisierung als Freiheit ist also nicht durch Rationalisierung, sondern nur durch deren Reflexion im Verstehen möglich. Und das führt Georges vor, indem er die "Verwandlungen" des Gorilla verstehend nachvollzieht. Den produktiven hermeneutischen Effekt - so Canettis Exempel - erreicht man also nicht durch das fixierende Verstehen eines Etwas als Etwas, sondern durch das reflektierende Verstehen, das den Anderen als Anderen begreift und dem eigenen Selbst die Andersheit dadurch eröffnet. Der logistischen und psychologischen Reduktion wird das verstehende Transzendieren - die "Verwandlung" - entgegengesetzt. Wissenschaft wird kritisiert, insoweit sie Reduktion ist, Rückzug in den Elfenbeinturm falscher Sicherheit, symbolisiert durch Kiens Bibliothek.

## **Literatur**

**PdM:** Die Provinz des Menschen, München 1973

**B:** Die Blendung, Frankfurt/M., Fischer TB 1965

**MuM:** Masse und Macht. Erster und zweiter Band (I+II), München (Hanser) o. J.